

Klaus Garber

SPIRITUELLE SEHNSUCHT.

DAS GEISTIGE HAMBURG AUS DER

PERSPEKTIVE DER PROVINZ.

DANKESREDE

aus:

Ansprachen zur Verleihung der Ehrendoktorwürde an
Professor Dr. Klaus Garber am 5. Februar 2003 im Warburg-
Haus

Herausgegeben vom Fachbereich Sprach-, Literatur- und Me-
dienwissenschaft

(Hamburger Universitätsreden Neue Folge 7.

Herausgeber: Der Präsident der Universität Hamburg)

S. 33-62

I M P R E S S U M D E R G E S A M T A U S G A B E

Bibliografische Information Der Deutschen Bibliothek
Die Deutsche Bibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.ddb.de> abrufbar.

Diese Publikation ist außerdem auf der Website des Verlags Hamburg University Press *open access* verfügbar unter <http://hup.rrz.uni-hamburg.de>.

Die Deutsche Bibliothek hat die Netzpublikation archiviert. Diese ist dauerhaft auf dem Archivserver Der Deutschen Bibliothek verfügbar unter <http://deposit.ddb.de>.

ISBN 3-937816-05-4 (Printausgabe)

ISSN 0438-4822 (Printausgabe)

Beratung: Eckart Krause, Hamburg

Redaktion: Olaf Grabienski, Katharina Lütjens, Jörg Schönert

Lektorat: Jakob Michelsen, Hamburg

Gestaltung: Benno Kieselstein, Hamburg

Erstellt mit StarOffice / OpenOffice.org

Druck: Uni-HH Print & Mail, Hamburg

Der Abdruck des Bildes auf Seite 4 erfolgt mit freundlicher Genehmigung von Professor Dr. Klaus Garber.

© 2004 Hamburg University Press, Hamburg

<http://hup.rrz.uni-hamburg.de>

Rechtsträger: Universität Hamburg

GESAMTINHALTSVERZEICHNIS

- 7 ANSPRACHEN ZUR VERLEIHUNG DER
EHRENDOKTORWÜRDE AN
PROFESSOR DR. KLAUS GARBER
AM 5. FEBRUAR 2003 IM WARBURG-HAUS
- 9 Knut Hickethier
Grußwort
- 13 Jörg Schönert
Interludium
- 17 Wolfgang Adam
Laudatio für Klaus Garber
- 33 Klaus Garber
Spirituelle Sehnsucht. Das geistige Hamburg aus der
Perspektive der Provinz. Dankesrede
- 63 ANHANG
- 65 Akademischer Lebenslauf und Forschungstätigkeit
- 75 Redner
- 77 Gesamtverzeichnis der bisher erschienenen Hamburger
Universitätsreden
- 89 Impressum

Klaus Garber

SPIRITUELLE SEHNSUCHT.
DAS GEISTIGE HAMBURG AUS DER
PERSPEKTIVE DER PROVINZ

Dankesrede

Herr Dekan,
liebe Kolleginnen und Kollegen aus nah und fern,
liebe Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter,
liebe alte und junge Freunde,
liebe Mitglieder der Familie,
meine sehr verehrten Damen und Herren,

gibt es eine Poetik, eine Topik der Dankesrede für die Verleihung eines Ehrendoktors? Dem leidenschaftlichen Sammler von Büchern (gerade gerne auch von Kleinschriften und besonders bevorzugt aus dem Umkreis der Fach- und Wissenschaftsgeschichte) sind wohl viele und teilweise berühmte Widmungen von Büchern an Hohe Philosophische Fakultäten zur Bezeugung des Dankes für die verliehene Würde zur Hand, kaum aber je – im

Gegensatz etwa zur Akademie-Rede – gedruckte Zeugnisse des hier zur Rede stehenden Genres, es sei denn die von Schriftstellerinnen und Schriftstellern, die aus anderen Gründen der öffentlichen Aufmerksamkeit versichert sein dürfen. Vermutlich verbergen sie sich in den Annalen der Fakultäten oder eben doch in jenem grauen Schrifttum, auf das denn auch der kundige Sammler nur noch ganz gelegentlich stößt. Umso einladender vielleicht eben deshalb die Lizenz, gerade zu diesem Anlass heute einen noch nicht durch allzu viele Vorbilder präfabrizierten Weg zu beschreiten.

Als Herr Schönert mich an einem Samstagnachmittag im Dezember anrief und die frohe Kunde übermittelte, war schon damals so wie heute wieder die Rede von dem Wunsch einiger Hamburger Kolleginnen und Kollegen, mich an ihrer Seite im literaturwissenschaftlichen Seminar arbeiten zu sehen. Wusste man in Hamburg, damit einen mehr als ein Jahrzehnt gehegten Traum berührt zu haben, der nun seit langem ausgeträumt war, um am Schlusse sodann eine Metamorphose zu erfahren, wie sie schöner, um nicht zu sagen bedeutungsträchtiger sich schwerlich hätte darbieten können? Ich darf am heutigen Tage gestehen, dass ich über Jahre den Termin des Ausscheidens entweder von Heinz Nicolai oder womöglich doch den von Karl Robert Mandelkow fest im Blick hatte, um mich auf ihre

Stelle zu bewerben, dann aber schlicht über einer meiner vielen Reisen die Ausschreibung verpasste und erst von ihr erfuhr, als alles schon zu spät war. Als Nikolaus Henkel dann viel, viel später als auswärtiges Mitglied in unserer mediävistischen Berufungskommission zur Nachfolge von Herrn Adam saß, wir uns über dieser Arbeit überhaupt erst kennen und sehr schätzen lernten, muss ich ihm erzählt haben, dass es mein Herzenswunsch sei, nach erfolgter Emeritierung einmal in meinem Leben eine Vorlesung in Hamburg zu halten. Hamburg also war als magnetischer Anziehungspunkt vom provinziellen Osnabrück aus immer wieder im Blick. Es war das aber mehr und in anderer Weise für den gebürtigen Hamburger, den die Sehnsucht in seine Vaterstadt zurücklockte. Die Hamburger sind ja bekannt dafür, gerne durch die weite Welt zu bummeln und überall in einer merkwürdigen Mischung aus Biederkeit, Hochmut und wenig schmeichelhafter Tumbheit sich dahingehend vernehmen zu lassen, dass man – insonderheit natürlich als Hanseat – überall auf der Welt gut aufgehoben sei, schließlich aber doch nur einen Ort auf der Welt wisse, wo man standesgemäß leben könne, eben in Hamburg. Wäre es so auch im vorliegenden Fall, es wäre nicht der Rede wert und insbesondere nicht hier und heute. Ich glaube es nicht und hoffe sehr, keiner Selbsttäuschung zu unterliegen.

1.

Nach einem ersten Semester in Bern (mit dem in Hamburg ja wohl bekannten Jugendfreund Peter Uwe Hohendahl), das in der Germanistik im Zeichen von Werner Kohlschmidt stand, der eine unvergessene Romantik-Vorlesung hielt, die sich aufs Schönste traf mit einer parallelen Veranstaltung in der Musikwissenschaft von Frau Dikenmann-Balmer, habe ich mit guten Gefühlen drei Semester lang in Hamburg studiert – in der zweiten Hälfte der fünfziger Jahre, da die Universität glanzvoll über die philosophischen Fächer hinweg besetzt war. Hier war ein Stück Wissenschaftsgeschichte mitzerleben, wie im Nachhinein nur allzu deutlich wird – und das vielleicht gar nicht in erster Linie in dem eigenen Hauptfach der Germanistik.

In der Philosophie hielt Carl Friedrich von Weizsäcker in freier Rede ein Kolleg im überfüllten Auditorium Maximum über formale Logik, bis er durch Krankheit zum vorzeitigen Abbruch gezwungen wurde. Am Bornplatz sah man ihn gelegentlich, stets ins konzentrierteste Gespräch verwickelt. In der Theologie las Helmut Thielicke vor einem nicht minder großen Publikum seinen Vierstünder „Glauben und Wissen“ über mehrere Semester, im Sommer im strahlend weißen Leinenanzug, der eifrig beklatscht wurde, was der tiefbraun gebrannte elegante Herr sichtlich genoss und mit unnachahmlicher Gran-

dezza beantwortete. Seine Vorlesung selbst, meisterhaft in guter Predigertradition rhetorisch gestaltet, war für den Anfänger eine unüberbietbare Einführung in fünf Jahrhunderte deutscher und europäischer Geistesgeschichte.

In der Romanistik gaben sich Hermann Tiemann und Helmut Petriconi die Türklinke in die Hand, der eine Corneille und Racine in dramatischem Pathos präsentierend, der andere mit zehnminütiger Verspätung beginnend und fünf Minuten vor zwölf endend – umgeben von einer Schar bildhübscher reiferer Damen in der ersten Reihe zu Füßen des gleichfalls erlesen gekleideten Meisters –, die Symbolisten und Proust zelebrierend. Bruno Snell war wohl schon nicht mehr aktiv, doch man sah ihn gleichfalls am Bornplatz und erinnerte sich an sein markantes Profil, als der Doktorand Jahre später bei Richard Alewyn in Bonn zur ‚Entdeckung des Geistes‘ kam.

Die Historiker – Egmont Zechlin, Fritz Fischer, Otto Brunner – ließ sich der auf die Realienfächer verächtlich herabblickende Adept in Sachen der hehren Dinge des Geistes, der im Zeichen des Existentialismus in der Schule am Alstertal zur Germanistik gestoßen war, entgehen und hat das später sehr bereut, vor allem im Blick auf Brunner, von dem er über den jüngeren Bruder so viel hörte. Erich Köhler muss zur gleichen Zeit im Haus gewesen sein. Ich bin ihm nicht begegnet. Er

stand später neben Werner Krauss und Erich Auerbach über Jahre ganz hoch im Kurs des romanistischen Autodidakten.

Und in der Germanistik? Jeder halbwegs im Fach Bewanderte, so denke ich, wusste auch unter den Studenten um die gespannte konflikträchtige Rolle, in die die beiden einstigen Berliner Weggefährten so verschiedenen Wesens, Ulrich Pretzel und Hans Pyritz, nun als Direktoren des germanistischen und des literaturwissenschaftlichen Seminars auf den gleichen endlosen Fluren in dem verwinkelten Gebäude am Bornplatz verwickelt waren – beide verschanzt hinter doppelten Ledertüren, unnahbare Halbgötter für den jungen Studenten. Der Zugang zur mittelhochdeutschen Dichtung und zumal zu Wolframs *Parzival* muss Generationen von Studierenden über Pretzel vermittelt worden sein. Er war ein Genie des Vorlesens mittelhochdeutscher Verse und mehr noch ihrer Übertragung ins Neuhochdeutsche, ja seine eigentlich nur aus Abschweifungen bestehende Vorlesung wurde zusammengehalten allein durch die Rückkehr zum Text, den dieser der Musik verschriebene Cellist mit unnachahmlicher Melodik und sonorem Timbre zu Gehör brachte. Seine Einführung in die Verskunst, von der die gedruckte Version im Stammler'schen *Aufriß* nur einen schwachen Abglanz bietet, war ein unerhörtes Erlebnis im Aushorchen feinsten Nuancen, gipfelnd in den tausend Valeurs der frei-

schwebenden Betonung, für die er – ein großer Verehrer Andreas Heuslers – wie vermutlich kaum ein anderer ein Ohr besaß. Wolfgang Kayzers Einführung in die Versgeschichte später in Göttingen reichte da nirgendwo heran. – Karl Stackmann saß übrigens als Assistent Pretzels in diesen Veranstaltungen in der ersten Reihe und las wie ein armseliger kleiner Schüler unter dem Tisch verborgen seine Bücher. Am Samstagvormittag ging es bei ihm um die weltliterarischen Idiome des Gotischen und Althochdeutschen und ihre Ablautreihen – mit einer Inbrunst, die schon geeignet war, die Maßstäbe und Rangordnungen in der europäischen Literatur merkwürdig zu verrücken.

Und auf der anderen Seite der von Krankheit gezeichnete, todblasse, streng gescheitelte und tadellos gewandete Pyritz. Er brachte es fertig, einen ganzen Winter lang über den Frühhumanismus zu lesen und dabei über den *Ackermann aus Böhmen* und über die Forschungsgeschichte zu diesem berühmten Denkmal nicht hinauszugelangen. Das war grotesk, gewiss, vermittelte dem Anfänger aber doch auch eine Ahnung von den Gebirgen an forschender Tradition, die die Texte umgab. Seine Goethe-Bibliographie ist in meinen Augen genau wie seine Barock-Bibliographie eine musterbildende und selten wieder erreichte Leistung in den beiden bibliographischen Königsdisziplinen geblieben.

In Hamburg wurde auch anderweitig, in den Seminaren bei Heinz Nicolai oder Karl Ludwig Schneider, bei Hans Wolffheim oder Adolf Beck, die Beschäftigung mit der so genannten Sekundärliteratur ganz groß geschrieben, so dass im Grunde erst sehr viel später in der Begegnung mit Richard Alewyn nochmals ein neues Studium begonnen werden musste, das nun wirklich vom ersten Moment an den Texten und nur ihnen galt. Hamburg blieb so oder so geprägt von der asketischen Zucht des Umwegs über die wissenschaftliche Literatur; intime Kenntnis der ‚bibliographischen Versorgungslage‘, noch von Peter Rühmkorf persifliert, war hier unumgänglich und wirkte prägend auf den empfänglichen Anfänger. Kurzum: Hamburg hatte Niveau in den fünfziger Jahren, und nie werde ich vergessen, wie nach Göttingen, wohin es den Studenten aus Hamburg für drei wiederum unvergessliche Semester zog, mitten in das Kolleg Wolfgang Kayzers hinein die Nachricht von dem Tod Hans Pyritzens platzte: Eine ganze Welt ging da schlagartig unter.

Erst viel später erfuhren wir von den politischen Verstrickungen, in die gerade auch Pyritz verwickelt war. Das löste bleibende, bis heute nicht eigentlich beschwichtigte Unruhe aus. Wie hätte man selbst sich verhalten? War man berechtigt, den Stab zu brechen, bevor man nicht selbst die Feuerprobe

bestanden hatte? Was aber galten große Leistungen in diesem Licht noch? Wie viele von uns hatten sich doch in den späten sechziger und frühen siebziger Jahren weit vorgewagt nach Beschäftigung mit Adorno, Marcuse, dem späten Benjamin! Gewiss, das war eine nicht vergleichbare geistige Welt. Aber wo hätte man selbst sich situiert, 30 Jahre früher, in einem Fach mit einer schlechterdings so gut wie unentwickelten politischen liberalen, gar linksliberalen oder womöglich demokratisch-sozialistischen Tradition unter ihren Wortführern seit der Reichsgründung?

Existentiell bedrängend wurde diese Frage in den ungezählten Begegnungen mit Erich Trunz. Ihm galt die ganze Verehrung nach dem Tod Richard Alewyns, und immer wieder ließ sich der Neugierige die Sicht und Deutung des eigenen Lebensweges von dem unmittelbar betroffenen älteren Kollegen erläutern. Es gab, wie bei allen vom Nationalsozialismus ausgelösten Einbrüchen, kein Ende auch in dieser unheilvollen Geschichte. Großen bleibenden Leistungen stand das Versagen gegenüber. Was aber hatte Richard Alewyn bewogen (nun auf ganz andere Weise betroffen), nur ganz ausnahmsweise kritisch das Wort zu ergreifen (etwa im Fall Hugo Morsers), zu Julius Petersen, zu Hans Pyritz, zu Erich Trunz sich aber respektvoll und Letzterem gegenüber zumal in vielen

Briefen freundschaftlich verbunden zu äußern? War nicht auch das eine Warnung zu Vorsicht und Behutsamkeit?

Doch ich stand bei der Vergegenwärtigung des geistigen Hamburg, wie es sich sukzessive erschloss. Denn erst später in den Bonner sechziger Jahren, eben bei Richard Alewyn, trat während des langwierigen Wachstums der Dissertation, bei der sich nur das Arkadien-Thema – genau wie dem unvergessenen Hamburger und späteren Kieler Kollegen Hans-Joachim Mähl – zu einer europäischen Angelegenheit weitete, ein anderes akademisches Hamburg in den Blick, verknüpft mit der verspäteten Gründung der Universität nach dem Ersten Weltkrieg, über die der Gründungsrektor Werner von Melle so unvergesslich berichtete. Welch eine geistige Potenz für nur wenig mehr als ein Jahrzehnt in den Mauern der Stadt, die den Wissenschaften und den Künsten gegenüber sich doch immer wieder so spröde gezeigt hatte und nun eine glückliche Hand bewies, bevor der braune Terror auch diese Blüte alsbald vernichtete. Über Erwin Panofskys *Et in Arcadia Ego* erfolgte der Zutritt in diese Welt. Die Arbeit war zuerst in der Festschrift für den sechzigjährigen Ernst Cassirer erschienen, der 1936 nach Schweden in die Emigration getrieben worden war. *Individuum und Kosmos in der Philosophie der Renaissance*, *Freiheit und Form* und vor allem *Die Platonische Renaissance in*

England (ein Schlüsseltext auch für den Sidney-Kreis, an den der Bukolik-Forscher alsbald geriet) gehörten fortan zu den Lektüren des Doktoranden. Das Bild des Hamburger Rektors Cassirer hängt seit Jahren über dem Schreibtisch im Osnabrücker Dienstzimmer.

Panofskys Studie aber setzte sogleich ein mit dem Verweis auf die Arbeiten aus dem Warburg-Kreis, zumeist publiziert in den *Vorträgen der Bibliothek Warburg*, deren Autoren naturgemäß alle auch zur Cassirer-Festschrift beitrugen. So festigte sich eine Spur, auf die zuerst Benjamins Trauerspielbuch geführt hatte, das durch Garleff Zacharias Langhans, den Hamburger Freund und Condissertanten bei Alewyn, für uns in der Wende zu den sechziger Jahren entdeckt worden war. Nun wurde Panofskys und Fritz Saxls *Saturn und Melancholie* zur Pflichtlektüre, immer wieder begleitet von dem Sinnen darüber, warum die Warburgianer und speziell Panofsky sich so reserviert gegenüber Benjamins Buch zeigten – ein bis heute offensichtlich nicht restlos gelöstes Rätsel. Hinter ihnen aber erhob sich die Gestalt Aby Warburgs selbst. Von ihm sollte alles Greifbare in die nun sukzessive wachsende eigene Bibliothek gelangen. Seine Bibliotheksschöpfung, beneidenswert aus dem Vollen über die vermögenden Brüder erfolgend, stellte ein bibliophiles Urerlebnis für den passionierten Sammler

dar, und mehr als einmal ließ dieser sich, wenn es viel später in Osnabrück beim Aufbau einer Bibliothek zur Frühen Neuzeit aus dem Nichts um Programme und Perspektiven, um Gelder und damit um Werbung ging, zum Verweis auf dieses hehre Vorbild verleiten.

Seit der Begegnung mit Warburgs Zeugung regte sich die Hoffnung, genährt nicht zuletzt durch die Besuche in London, seinem Werk möge nach dem tragischen Ende unter den Nazis eine Wiederanknüpfung auf Hamburgischem Boden vergönnt sein. Dass dieser Wunsch sich erfüllt hat, kann jedem dem geistigen Hamburg zugewandten Menschen nur mit tiefer Dankbarkeit erfüllen. Ich scheue mich nicht, auch hier Martin Warnke einen Glückwunsch zuzurufen. Vor Jahrzehnten kehrten wir von einer Vorstandssitzung der Wolfenbütteler Barockgesellschaft gemeinsam im Zug nach Hamburg zurück, beide ein unveröffentlichtes großes Buch nicht im Gepäck, aber doch weitgehend fertiggestellt auf dem heimatlichen Schreibtisch, beide bewegt von der Frage, ob es uns möglich wäre, es bis zur Publikation zu bringen. Der hier Sprechende schaffte es nicht. Das Arkadien-Buch mit guten 600 Seiten ruht weiter unter Verschluss. Die *Hofkünstler* Martin Warnkes aber waren nur wenige Jahre später da und fanden eine exorbitante Resonanz; die Basis für den Leibniz-Preis war gelegt und

Hamburg wenig später um ein hochkarätiges intellektuelles Zentrum reicher, das die Stadt so bitter nötig hatte.

Das wäre es gewesen, was man sich vorgesetzt hätte, wenn man denn in Hamburg eine Wirkungsstätte gefunden hätte. Nun bleibt die Hoffnung, dass aus der Vielfalt der Fächer heraus der überall ja schon vernehmbare Respons sich weiter kräftigt, dass Hamburg in den Geisteswissenschaften längerfristig wieder ein interdisziplinäres Hauptquartier für die geistigen und künstlerischen Grundlagen der modernen Welt und der in sie eingegangenen europäischen Traditionen wird, so wie es Warburg und seinem Kreis vorschwebte – ein Projekt im Übrigen, das eigentlich mit anderen in einer Norddeutschen Akademie beheimatet sein sollte, wie man sie sich so intensiv gleichfalls für Hamburg gewünscht hätte und immer wieder gegenüber den Verantwortlichen in Kultur und Wissenschaft der Stadt angeregt hat.

Ist es erlaubt, noch einen dritten Brennpunkt Hamburger Geistigkeit zu markieren, aus der Ferne stets wieder umkreist und noch viel weiter in die Tiefe historischer Zeit zurückgeleitend? In den fünfziger Jahren, als die Antiquariatsszene noch dominiert war von dem einzigartigen Bücherkabinett in der Poststraße, das später so unrühmlich von der Szene verschwand – wodurch das bibliophile Hamburg ärmer wurde –, war es

möglich, seinen Thomson oder Brockes oder Hagedorn noch für vergleichsweise geringes Geld in kostbaren Ledern der Zeit zu erwerben – im Falle des hier Sprechenden war es das sauer verdiente Referendariatsgehalt der Verlobten und als bald der Ehefrau, das da auf dem Altar der Begierde geopfert wurde. Da tat sich das Hamburg des 18. Jahrhunderts erstmals auf.

Aber wie lange dauerte es – geleitet vor allem durch die faszinierenden Publikationen von Franklin Kopitzsch –, bis hinter den Dichtern die Gründergestalten und dann die Heroen des Hamburger Gymnasiums ihr Haupt erhoben, die Jungius, Lindenbrog, Wolf, Fabricius, Richey, Reimarus und wie sie hießen. Sie alle aber unterhielten so oder so Kontakt zu der ineins mit dem Gymnasium heranwachsenden städtischen Bibliothek, in die sie mit ihrer ordnenden Hand eingriffen und der sie ihre Handschriften und Bücher vermachten. In der lichten Kataloghalle des für die Zwecke der Hamburger Staats- und Universitätsbibliothek hergerichteten Wilhelms-Gymnasiums versorgten wir uns mit der nötigen Literatur für unsere Seminararbeiten.

Wieder aber währte es Jahre, bis hinter der provisorischen Nachkriegsbleibe die Konturen des Gymnasiums und der Bibliothek am Speersort auftauchten, wo bis zum Sommer 1943

der größte Bücherschatz einer kommunalen Bibliothek im alten Deutschland untergebracht war. Wenn die Besuche im Literaturwissenschaftlichen Seminar im Laufe der Jahre seltener wurden – kein Hamburg-Besuch einst, ohne nicht zu Hans-Harald Müller in den zwölften oder dreizehnten Stock hinaufzusteigen –, so deshalb, weil eine allenfalls freie halbe Stunde während eines zumeist kurzen und dem Erwerb antiquarischer Bücher gewidmeten Tages nun in die neu erstandene Staatsbibliothek und damit zu Horst Gronemeyer führte. In der Hamburger Staatsbibliothek waren dem blutjungen ahnungslosen Bibliographen bukolischer Literatur zu Anfang der sechziger Jahre die ersten Gehversuche auf dem delikaten Terrain der Verzeichnung alter Bücher von Werner Kayser vermittelt worden. Seine Bibliographie der Hamburger Drucke des 16. Jahrhunderts blieb Vorbild für alle eigenen Versuche auf diesem Gebiet, seine Geschichte der Hamburger Stadtbibliothek eine Zimelie in der mit besonderer Liebe gepflegten eigenen Hamburgensien-Bibliothek.

Welch eine unbeschreibliche Freude daher, Hamburger Musikalien, Handschriften und Bücher, in deren unmittelbarer Nähe man offensichtlich im Leningrad der achtziger und dem St. Petersburg der frühen neunziger Jahre auf der Suche nach alten deutschen Büchern immer wieder geweilt hatte, ohne es

zu wissen, nun nach Hamburg zurückkehren und kenntnisreich vom Direktor und seinen Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern empfangen zu sehen. Welch ein unbeschreiblicher Schmerz aber auch bei jeder Wiederbegegnung mit dem alten Realkatalog über den Verlust des nie wieder Zusammenzubringenden. In dem Untergang der Memorialstätte Hamburgischer Geschichte wurde dem zunehmend in die Welt der Bibliotheken und Bibliothekare verschlagenen Germanisten der Untergang des alten Deutschland zum vielleicht sinnfälligsten Emblem. Der zerborstene Portikus der alten Stadtbibliothek ist von einfallsreichen Mitarbeitern am Eingang zum Osnabrücker Frühneuzeit-Institut in einem eindrucksvoll gestalteten Vortrags-Plakat platziert worden – auch in dieser Form ist Hamburg in Osnabrück präsent.

2.

Ich breche ab. Es sollte angedeutet werden, warum mich die von Hamburg ausgehende Ehrung in so besonderem Maße beglückte; sie erreichte einen mit Hamburg so oder so in ständigem Zwiegespräch Befindlichen. Und wäre Osnabrück womöglich doch nur ein Abstellgleis, bestenfalls eine dritte Wahl? Nein, so denn nicht! Womit für einen Moment lang der akademische Gegenpol umkreist sein darf.

Für jemanden, der das Glück hatte, in einem langen Studium – finanziert von langmütigen Eltern und einer allzu opferbereiten liebenden Frau – vier Universitäten näher kennen zu lernen und es sich nicht nehmen ließ, noch während der Arbeit an der Dissertation zu Autoritäten wie Adorno in Frankfurt oder Abendroth in Marburg oder Theunissen in Berlin zu pilgern, war der Ruf vom Göttinger DFG-Stipendiaten-Schreibtisch (ohne einen einzigen Tag in den Frondiensten einer Assistentur) auf einen C4-Lehrstuhl in einer Stadt ohne Seminar, ohne Bibliothek, ohne akademische Tradition ein Schock, der mit zweijähriger Verweigerung pariert wurde, bis alle Ausflüchte sich erschöpft hatten und das Ministerium eine weitere Ausschöpfung der Liste androhte. An der eben in der Gründungsphase befindlichen Universität hatte mehr als einer das Sagen, der auf der bequemen Schiene mit dem richtigen Parteibuch in der Tasche zu Amt und Würden gelangt war. Es hat ein Jahrzehnt gewährt, bis an der Neugründung wissenschaftliche Standards etabliert waren, Forschung und Drittmittelprojekte nicht länger als Hobbys einiger Unverbesserlicher belächelt wurden, ein stets prekär bleibendes Gleichgewicht zwischen den Anforderungen in Lehre und Verwaltung und der Teilhabe an der internationalen wissenschaftlichen Kommunikation sich eingependelt hatte.

Setzte sich dann aber, unterstützt von der Hochschulleitung, die Erkenntnis durch, dass die junge Universität nur über Leistung – individuelle wie projektförmige und also drittmittelgeförderte, die in der Fachwelt bestehen konnte – eine Chance des Überlebens habe, dann eröffneten sich Spielräume, die es so gewiss an den alten Universitäten nicht gab. Die Strukturen waren weich und bildungsfähig. Die Gattung Vorlesung galt zunächst als verpönt. Dafür stand das Projektstudium hoch im Kurs. Da ist wissenschaftlich vermutlich viel gesündigt worden. Wer aber das Glück hatte, aufgeschlossene und wissenschaftlich renommierte Kollegen zu finden – und sie gab es natürlich auch in Osnabrück, sie sind heute zu meiner großen Freude unter uns –, der konnte in mehrsemestrigen interdisziplinären Zyklen beispielsweise zur Genese der modernen Welt im frühneuzeitlichen Europa Erfahrungen im Gespräch mit den beteiligten Wissenschaftlern aus den Nachbardisziplinen wie mit den Studierenden machen, die der forschnerlichen Arbeit im stillen Kämmerlein versagt waren, ihr nun aber vielfältig zugute kamen.

Nie werde ich vergessen, wie Mitte der achtziger Jahre, also nach einem vollen Jahrzehnt der Gründungszeit, die Anregung von einem Kollegen kam, im Fachbereich ‚Sprache – Literatur – Medien‘ Forschungsstellen einzurichten und wie auch

immer bescheiden auszustatten. Die Forschungsstelle zur Literatur der Frühen Neuzeit ist zu diesem Zeitpunkt geboren worden. Ihr trat fast zeitgleich eine gemäß Niedersächsischem Hochschulgesetz mögliche, förmlich über den Senat zu beschließende und die Fachbereiche übergreifende Arbeitsgruppe zur Kulturgeschichte des späten Mittelalters und der Frühen Neuzeit zur Seite, die sich nach dem Austritt eines kooperationsunfähigen historischen Mediävisten auf die Frühe Neuzeit kaprizierte. Aus ihr wiederum ging nach satzungsmäßigem Ablauf von acht Jahren das Osnabrücker Institut für Kulturgeschichte der Frühen Neuzeit hervor, das alsbald dann das erste geisteswissenschaftliche Graduierten-Kolleg an der Universität einwarb.

Wer also gewohnt war, aufgrund von Ausbildung – wie viel war hier vor allem immer wieder Richard Alewyn zu verdanken – und letztlich aus nicht mehr erklärbaren Interessendispositionen in Kontexten zu denken, Verknüpfungen zu gewahren, in Text- und Bild-Miniaturen geistige Welten ausgeprägt zu sehen, der fand an einer jungen Reformuniversität fast grenzenlose Möglichkeiten der kooperativen Gestaltung. Dass sie sich eröffneten und dann zweimal zu einer massiven Drittmittelförderung in einer für die Geisteswissenschaften ungewöhnlichen Größenordnung führten, hat die Arbeit in

Osnabrück zu einer Quelle des Vergnügens werden lassen und den Wunsch zum Wechsel, am Anfang so virulent, zunehmend zurücktreten lassen. Im Kreis der Osnabrücker Kolleginnen und Kollegen, die in erstaunlichem Umfang Schwerpunkte der Arbeit in der Frühen Neuzeit besaßen, ließ sich, nachdem die institutionellen Voraussetzungen geschaffen waren, hervorragend arbeiten, und ich blicke dankbar auf die gemeinsame Zeit zurück, die nun für die Gründergeneration zu Ende geht, obwohl doch noch so viel zu tun bleibt.

Und zunehmend, auch daran darf hier erinnert werden, traten dann ja auch junge Menschen, Examenskandidaten, Doktoranden, studentische Hilfskräfte, wissenschaftliche Mitarbeiter in den Verbund aus Forschungsstelle und Institut. Wohl an die 50 bewegen sich inzwischen in stets wechselnden personellen Konstellationen in Bibliothek und Archiven, in Drittmittelprojekten und Forschungs-Management, manche von ihnen zu meiner wiederum großen Freude heute Nachmittag gleichfalls unter uns. Was da an Erfahrungen und Erlebnissen zu manchen Zeiten tagtäglich auf einen wartet, vermögen keine Worte zu umreißen. Man muss seine Freude daran haben, junge Menschen alleine und in Gruppen sich selbstständig entfalten zu lassen, sonst darf man sich auf dieses Metier nicht einlassen. Dann aber wird man belohnt mit einem Einfalls-

reichtum, einer Findigkeit, einer Lust am Erproben eigener Wege, die sich nur regen, wo ein gedeihliches Klima für gemeinsames Arbeiten herrscht.

Dass sich dieses nun über zwei Jahrzehnte und inzwischen über viele studentische Generationen hinweg aus unerfindlichen Quellen immer wieder erneuert, gehört für den Spiritus Rector zu den Rätseln und zugleich den schönsten Erfahrungen des universitären Lebens. Natürlich weiß man nur allzu genau, jedem Einzelnen der jungen Menschen unendlich viel schuldig zu bleiben an Aufmerksamkeit, Zuhören, Eingehen auf die immer ganz einmaligen persönlichen und beruflichen Bewandtnisse. Da wird eine Grenze markiert, geschuldet der eben doch harten und in gewisser Weise einer dem Menschlichen nicht förderlichen Konzentration auf die mit dem Amt verbundenen Ansprüche.

Es scheint aber auch wieder so, als herrsche Verständnis unter den jungen Menschen für diese nun einmal nicht abzuliegende Rolle, die schließlich ja auch dafür einsteht, dass viele, viele Hände tagtäglich Beschäftigung finden. Wie auch immer – neben der Familie ist es diese schöne Begegnung mit den jungen Menschen, die inspiriert, der einsamen Tätigkeit am Schreibtisch Impuls und Sinn verleiht, aus dem eigenen Dasein nicht mehr wegzudenken ist und gewiss in erster Linie

dazu beigetragen hat, schließlich denn doch in Osnabrück Wurzeln geschlagen zu haben.

Es ist bekannt und heute so freundlich neuerlich erwähnt worden, dass man sich für Forschungsstelle, Institut und Graduierten-Kolleg um den Aufbau einer frühneuzeitlichen Spezialbibliothek bemüht hat. Sie speist sich neben der lexikalischen, handbuchförmigen, buchkundlich-bibliothekarischen und kulturgeschichtlichen Grundlagenliteratur vor allem aus tausendundeinem Mitbringsel aus den Ländern des europäischen Ostens. Wer das Glück hatte, lange vor dem Fall der Mauer und der Öffnung der Grenzen mit Unterstützung der DFG in allen großen Häusern zwischen Danzig und Lemberg, Warschau und Leningrad, Prag und Moskau zeitweilig tatsächlich fast ein- und auszugehen, der konnte nicht anders als Himmel und Hölle in Bewegung zu setzen, um das, was einem da in unfasslichem Reichtum immer wieder gerade auch aus alten deutschen Bibliotheken zu Gesicht kam, filmisch zu sichern und in den Westen zu transferieren. So ist Osnabrück lange vor ministeriellen oder stiftungsförmigen Sicherheitsverfilmungen und lange vor Digitalisierung und Textpräsentation im Internet zu einer Sammelstätte für Texte, Kleinschrifttum, abgelegene alte Forschungsliteratur mit Schwerpunkt im alten deutschen Sprachraum des Ostens, also Polens, des Baltikums,

Russlands, Böhmens, Mährens, Ungarns, Siebenbürgens geworden. Wir konnten mit dem Herder-Institut oder der Opitz-Bibliothek oder dem Nordostdeutschen Kulturwerk gewiss an Büchern nicht mithalten und werden es auch in Zukunft nicht können. Dafür stehen bei uns viele Zeugen aus dem alten Mittel- und Osteuropa im filmischen und zunehmend im digitalen Substitut, die man vermutlich in der Bundesrepublik sonst an keiner anderen Stelle antrifft. Was gäbe man darum, den alten Aby Warburg zu der Idee einer derartigen virtuellen Bibliothek, wie sie aus verschrobener Sammler-Passion und nicht endender Trauer über den Untergang des alten Europa zustande gekommen ist, aushorchen zu können und zu vernehmen, ob man sich denn nur auf Abwegen befunden habe oder vielleicht ein Gran Sinn in dem Abenteuer stecken könnte.

3.

Zurück in einem dritten und letzten Schritt zu Hamburg und zugleich doch, wie es sich geziemt, den Blick über Hamburg und Osnabrück hinaus. Aus der Ferne war mit Freude und Bewunderung zu gewahren, wie in der Hamburger Germanistik die Rückbesinnung auf die Geschichte des Faches eine forschnerliche Heimstatt erhielt, begründet doch wohl durch die seinerzeit als bahnbrechend empfundene Studie von Hans-

Harald Müller zur Barock-Rezeption, der dann die großen Dokumentationen zur Goethe-Rezeption Karl Robert Mandelkows zur Seite traten, um schließlich im Bündnis mit Jörg Schönert jenes Profil zu gewinnen, das jedem an diesen Fragen Interessierten ganz unverwechselbar vor Augen steht. Für den hier Sprechenden gab und gibt es keinen Bereich in dem Fach und seinem weitestmöglichen Umkreis, der immer noch so intensive emotionale Wallungen erzeugte wie eben die Beschäftigung mit Themen, Personen, Problemen der Wissenschaftsgeschichte. Sie ist an den Universitäten in der Lehre offensichtlich nicht zu verankern. Und vermutlich mit gutem Grund. Man muss sich in den Sachproblemen auskennen, um den Beitrag, den Personen und Institutionen zu ihnen geleistet haben, ermessen zu können.

Umso wichtiger, dass Forschungsquartiere und Teams existieren, die diese nie aus den Augen zu verlierende Aufgabe kompetent wahrnehmen. Wenn Hamburg da in die vorderste Linie gerückt ist, so in meinen Augen aufgrund der beharrlichen wissenschaftstheoretischen Arbeit, die in den vergangenen zwei Jahrzehnten geleistet wurde und die nun von Hamburg und seinen jungen Nachwuchswissenschaftlern ausgehend auch Fuß an anderen Universitäten gefasst hat. Ich habe gewiss nur Bruchteile wahrnehmen können, aber was vor

Augen kam, wurde mit ganz großem Respekt verarbeitet, begleitet von dem Wunsch, dass sich dieser deutlich wahrnehmbare Schwerpunkt weiter ausbauen und langfristig in Hamburg stabilisieren lässt.

Mit ganz großer Freude höre ich, dass zudem daran gedacht ist, Hamburg in der Zukunft eine Stelle für Literatur und Kultur der Frühen Neuzeit zu verschaffen. Dieser Gedanke ist der wissenschaftshistorischen Konzentration ja durchaus affin. Die Archäologie von Wissenssystemen, wie wir sie heute in großem Stil betrieben sehen, spielt sich materialiter, wie bekannt, insbesondere auf den weiten und unermesslichen Feldern der Betätigung eröffnenden Gefilde der Frühen Neuzeit ab. So wie die Mittelalter-Forschung für einige Jahrzehnte nach dem Krieg die Themen und Perspektiven integrativer fachübergreifender struktureller Tiefenerschließung abgab, so ist seit gut zwei Jahrzehnten die Frühe Neuzeit im Begriff, neuen Forschungsparadigmen eine besondere Chance der Erprobung zu bieten, allen voran der Genese und Strukturierung von Wissen.

Wenn der Germanist, der von Hamburg seinen Ausgang nahm, immer noch mit lebhaft beteiligtem Herzen nach Hamburg und auf Hamburgs universitäre Zukunft in den Geisteswissenschaften blickt, so in der Hoffnung, die wissenschafts-

geschichtliche Zentrierung möge sich längerfristig mit einer wieder blühenden frühneuzeitlichen Grundlagenforschung – in der Geschichte, der Kirchengeschichte, der neulateinischen Philologie oder der Kunstwissenschaft bereits markant ausgeprägt – glücklich verbinden und Hamburg in dieser in Deutschland ganz seltenen Kombination im verwandelten Geiste der Warburgianer in die vorderste Linie der internationalen Forschungsbastionen führen. Die auf diesem Gebiet in Hamburg seit Jahrzehnten erfolgreich geleistete Arbeit zur letzten Phase der Frühen Neuzeit, dem 18. Jahrhundert, ist gleichfalls sehr wohl wahrgenommen und dankbar verfolgt worden.

Jede Universität wird so oder so ihre Instrumente für die zukünftigen Aufgaben zuzurüsten haben; der Kampf um immer knappere Ressourcen wird ein heftiger sein, und behaupten wird sich nur, wer sich im Spitzenfeld zu platzieren weiß. Uns Geisteswissenschaftler aber bewegen vermutlich neben den forschungsstrategischen Aspekten, die uns unweigerlich in Zukunft noch mehr als bislang abgefordert werden, noch andere, weiter gehende und über unsere engeren akademischen Zirkel hinausführende Gedanken. Wird es uns gelingen, in einer Welt medialer Omnipräsenz, in der derzeit alles und jedes möglich ist, die Grundlagen denkerischer, künstlerischer, literarischer und damit im weitesten Sinne geschichtlicher Kultur präsent zu

halten und stetig weiter auszuformen? Sind nicht in unserem eigenen Fach die Signale eines von barer Willkür gezeichneten Umgangs mit den uns zur geschichtlichen Erschließung anvertrauten Texten in jüngster Zeit neuerlich unübersehbar – Statements, vorgetragen in forschem, eloquentem und mediengerechtem Ton, in denen buchstäblich alles und jedes zuschanden wird, was geschichtlich orientierte Bemühung gerade auch der letzten Jahrzehnte im Zeichen von Strukturalismus, Sozialgeschichte und New Historicism erarbeitete?

Man meine nicht, hier werde einer der Zeit enthobenen Historie das Wort geredet. Dass geschichtlicher Arbeit auf allen Gebieten ein perspektivierender Zeitkern innewohnt, bedarf keines Wortes und bildet die Grundlage für die Legitimität unseres Treibens. Wo aber der Widerstand, den wie auch immer geartete Zeugnisse der Vergangenheit ihrer Adaptation in der Gegenwart entgegensetzen, im bedenkenlosen Zupacken und ungestümen Vertrauen auf die je eigene Befindlichkeit gar nicht mehr erfahren wird, da bietet sich Geschichte in eben jener Uniformität und grenzenlosen Verfügbarkeit wie Beliebigkeit dar, die auf andere Weise von der Raum und Zeit aufhebenden Ubiquität der medialen Bilderwelt suggeriert wird.

Können wir uns in den akademischen Geisteswissenschaften immer noch darauf verständigen, dass es unsere vor-

nehmste Pflicht bleiben dürfte, den Raum der Tradition auszumessen, unser Herkommen geschichtlich verständlich zu machen, unsere Zukunft gestützt auf verantwortbares Wissen um die Vergangenheit zu gestalten? Hat nicht das politisch, wirtschaftlich, administrativ heranwachsende Europa einen schier unerschöpflichen Bedarf an kulturellen Mustern, die sein Zusammenwachsen in Wahrung gerade von Differenzen und Sonderungen deutend, Einfluss nehmend, orientierend begleiten und steuern? Unsere in den philosophischen Fakultäten zusammengeschlossenen Fächer halten doch nicht nur Wissen, sondern eben auch immer personifiziertes und damit anknüpfend zu erneuerndes Wissen zum Aufbau einer Kulturwissenschaft bereit, die als eine europäisch votierende dem werdenden Europa ein längerfristig nicht mehr fortzudenkendes Elixier sein sollte. Das aber, so scheint es, kann sie nur werden, wenn Personen da sind, die sich auf ihr fachliches Metier verstehen und aus dessen Mitte heraus ihren europaförderlichen Beitrag leisten.

Für uns Germanisten und Literaturwissenschaftler heißt dies doch wohl nach wie vor – wie kontrovers auch immer diskutiert –, edierend, kommentierend, auslegend Texte jedweder geschichtlicher Provenienz im Bewusstsein der Allgemeinheit gegenwärtig zu halten und dabei aneignungsfähige

unabgeholte Potentiale aufzuzeigen, vielleicht gar zum Leuchten zu bringen und in eine ungewisse Zukunft herüberzureiten. Vor dieser Aufgabe aber relativieren sich auch Orte und Milieus, wenn Personen über die Grenzen hinweg da sind, die sich verbunden wissen in dem lebenswährenden Bemühen um die Vermessung geschichtlicher Zeit als aktueller, in der das Fernste einen Wink für die Zukunft bereithalten mag, die Anschauung einer kulturellen Symbiose in einem untergegangenen Raum Hoffnung bergen mag für das Erlernen im Umgang mit dem Anderen und Fremden, wie es uns um den Preis des Überlebens – wie diese Tage neuerlich lehren – unabweislich aufgetragen bleibt.

Die Ehrendoktorwürde – sie soll zunächst und zuerst begriffen werden als die Bekräftigung einer Verpflichtung, an dieser Profilierung unseres europäischen geistigen Erbes nach Maßgabe der je eigenen Vermögen mitzuwirken. Vor ihnen allen darf das Gelöbnis bekräftigt werden, dass der Ehrendoktor die verbleibende Zeit nutzen wird, die mancherlei Bücher *in statu nascendi* in diesem Geiste zu fördern und hoffentlich das eine oder andere dann wirklich auch zu vollenden. Dass dies fortan auch in der Gemeinschaft mit der akademischen Welt Hamburgs geschehen wird, jede in die Öffentlichkeit gelangende publizistische Verlautbarung hoffentlich auch dazu an-

getan ist, den Ruhm der Universitas Hamburgensis zu mehren, ist die herrliche Perspektive, die dem tief empfundenen Dank seinen substantiellen Gehalt am heutigen Tag verleiht, der ein großer, ein einzigartiger in diesem akademischen Leben bleiben wird.